Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 74 (1994)
Heft: 9

Artikel: Übersetzer bauen Brücken über Sprachgräben
Autor: Schwander, Marcel
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-165314

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

MARCEL SCHWANDER, geboren 1929 in Netstal GL als Bürger von Lyss BE, studierte Literatur an den Universitäten Bern und Paris. Seit über einem Vierteljahrhundert wirkt er als Westschweiz-Korrespondent des «Tages-Anzeigers» in Lausanne. Er schrieb Erzählungen sowie Essays. Als Übersetzer des Goncourt-Preisträgers Jacques Chessex und anderer Westschweizer Schriftsteller wurde er im gesamten deutschen Sprachraum bekannt. Zahlreiche Auszeichnungen, darunter der Berner Staatspreis der Universität Lausanne.

ÜBERSETZER BAUEN BRÜCKEN ÜBER SPRACHGRÄBEN

Als ich vor einiger Zeit mit einer Gruppe von Presseleuten im Intercity von Zürich nach Lausanne fuhr, fragte eine amerikanische Journalistin: «Weshalb sprecht Ihr in einem Teil der Schweiz deutsch, im andern französisch?» Meine Landsleute blickten vorerst ratlos in die Runde und meinten dann, eigentlich hätten sie sich noch nie Gedanken darüber gemacht, das sei einfach seit je so gewesen.

Die Frage war vielleicht praktisch gemeint: Ist die Mehrsprachigkeit für ein kleines Land wie die Schweiz nicht eher Last als Lust – oder bestenfalls ein unnötiger Luxus? Die US-Journalistin kann in ihrer Heimat vom Atlantik über einen weiten Kontinent bis an den Stillen Ozean reisen und bleibt dabei immer im Gebiet derselben Sprache, während der Schweizer auf der Reise vom Bodensee zum Genfersee mindestens einmal eine Sprachgrenze überqueren muss.

Man kann die Frage auch historisch betrachten: Wann und wie ist die Schweiz mehrsprachig geworden? *«Sind wie in Kanada auch in die Schweiz Franzosen eingewandert?»* fragte mich im Waldgebiet von Québec die Wirtin einer gutschweizerischen Herberge mit dem Namen «Au Milieu du Monde», eine Freiburgerin. Nein: unsere romanischen Sprachen – Französisch, Italienisch, Bündnerromanisch – sind in Jahrtausenden auf einheimischem Boden gewachsen und in einem gewissen Sinne «bodenständiger» als das Deutsche. Alemannisch brachten spätere Zuwanderer ins Land, was vielen Eidgenossen kaum bewusst ist: Für uns beginnt Geschichte oft erst mit dem legendären Apfelschuss Tells. Doch im Jahr 1000, drei Jahrhunderte vor der Gründung der Eidgenossenschaft, lag die Sprachgrenze schon weitgehend fest.

Freiburg: Brücke über die Saane, Brücke über die Sprachgrenze. Illustration von Edmond Bille aus G. de Reynold, Contes et Légendes de la Suisse Héroïque, Lausanne 1914. Die Sprachgrenze zieht sich durch den Jura nach Biel/Bienne, durch das Seeland nach Murten/Morat, dann einige Kilometer der Saane/Sarine entlang nach Freiburg/Fribourg, erreicht über La Berra das Oldenhorn, folgt den Berner Alpen, und schliesslich teilt das Flüsschen Raspille bei Sierre/Siders das Deutsch- vom Welschwallis. Sprachgrenzen trennen jedoch nicht messerscharf. Sie verbinden auch wie in Freiburg Schweizer verschiedener Sprache.

Die mehrsprachige Schweiz – Herzland Europas

Die Schweiz ist als germanisch-romanisches Herzland Europas ein lebendiges Relikt des alten römisch-deutschen Reiches. Die Urzelle der Eidgenossenschaft entstand am Gotthard, einem Übergang zwischen Deutsch und Welsch, und die Schweiz hat kulturell wie verkehrspolitisch die Funktion einer Drehscheibe zu erfüllen. Bundesrat *Georges André Chevallaz* spottete zwar über den innenpolitischen Aspekt der Mehrsprachigkeit: *«En Suisse, on s'entend bien, parce qu'on ne se comprend pas»*, und der Schriftsteller *Herbert Meier* klagte, die Schweiz erkenne in ihren Beziehungen zur Aussenwelt das Potential einer Nation der vier Sprachen zuwenig. Doch die Sprachzugehörigkeit wird immer wichtiger, und mit ihr die Verständigung zwischen den Sprachregionen. Über die Landesgrenzen hinaus – abgesehen von allen aussenpolitischen Wechselfällen – brauchen wir den Willen zur kreativen Tat als Vermittler und Dolmetscher zwischen den grossen Sprachgebieten Europas.

Sprachen verbinden die Menschen – und trennen sie. Der Übergang von einer Sprache in die andere ist nicht einfach eine sportliche, technische, linguistische Angelegenheit. Mit der Sprache wechselt die gesamte Umwelt. Jede Sprache ist Ausdruck eines kollektiven Bewusstseins, verschieden nach Geschichte, Psychologie und Politik; jede hat ihre Architektur, ihr besonderes Material, ihre innern Gesetze, ihre Möglichkeiten und Grenzen; jede bietet eine andere Weltschau, eine andere Weltanschauung, ein anderes Denksystem. Wie *Wilhelm von Humboldt* erkannte, ist ihre Verschiedenheit *«nicht eine von Schällen und Zeichen, sondern eine Verschiedenheit der Weltansichten selbst.»* Angesichts dieser verschiedenen Weltansichten ist es bemerkenswert, dass die mehrsprachige Schweiz als politische Willensnation die Jahrhunderte überdauert hat.

Carl Spitteler als Mahner

«Wie steht es mit unserer Kenntnis der französischen Schweiz? und ihrer Literatur und Presse?» fragte der spätere Nobelpreisträger *Carl Spitteler* die Deutschschweizer in seiner berühmten Rede über «unsern Schweizer Standpunkt» vom Dezember 1914. Zu Beginn des Ersten Weltkrieges zerriss ein «Graben» das Land: Das Herz der Romands schlug für Frankreich, während die deutsche Schweiz im Geist lange an der Seite des preussisch-deutschen Kaisers marschierte. Spitteler betonte: *«Wir sollen einig fühlen, ohne einheitlich zu sein. Wir haben nicht dasselbe Blut, nicht dieselbe Sprache, wir haben kein Gegensätze vermittelndes Fürstenhaus, nicht einmal eine eigentliche Hauptstadt.»* Er macht Vorschläge zu Überbrückung der Gegensätze, darunter die Übersetzung von Zeitungsartikeln und literarischen Werken aus den anderen Landesteilen.

Unsere romanischen Sprachen – Französisch, Italienisch, Bündnerromanisch – sind in Jahrtausenden auf einheimischem Boden gewachsen und in einem gewissen Sinne «bodenständiger» als das Deutsche.

Einige dieser Vorschläge wurden Jahrzente später verwirklicht, so die Übersetzung von literarischen Werken der viersprachigen Schweiz. Auf Initiative des heutigen «NZZ»-Redaktors *Max Frenkel*, damals Geschäftsführer der Stiftung für eidgenössische Zusammenarbeit in Solothurn, und Inlandredaktor *Hans Tschäni* vom «Tages-Anzeiger» entstand die CH-Reihe, die seit 1974 auf über hundert Titel angewachsen ist. Die Stiftungen Pro Helvetia und Ex Libris tragen die Kosten für die Übersetzungen, die nicht eine Konkurrenz zur privatwirtschaftlichen Verlagsproduktion sein wollen, sondern dort eingreifen, wo Übertragungen an den Kosten scheitern würden. Die Ausgaben, die auch durch Beiträge der Oertli-Stiftung und der Kantone verbilligt werden, verdienen grössere Beachtung.

Übersetzen: eine jahrtausendealte Tradition

Die CH-Reihe hat immerhin dazu beigetragen, die Arbeitsverhältnisse der Übersetzerinnen und Übersetzer in der Schweiz zu verbessern. 1988 wurde der Schweizerische Verband literarischer Übersetzer gegründet (der nun der Gruppe Olten angeschlossen ist). Im Einladungsschreiben zur Gründungsversammlung hiess es: *«Literarische Übersetzer arbeiten isoliert, ihre Interessen werden schlecht oder gar nicht vertreten, ihre Leistungen kaum anerkannt, sie werden miserabel bezahlt und häufiger kritisiert als gelobt.»* Die Arbeit des Übersetzens hat seither etwas an

Ansehen gewonnen. An der Universität Lausanne ist unter der Leitung des Germanistikprofessors *Walter Lenschen* ein Zentrum für literarische Übersetzung entstanden; eine internationale Jury mit Vertretern aus Frankreich, Deutschland und der Schweiz verteilt den *Prix lémanique de la traduction* jeweils an zwei Preisträger (deutsch-französisch, französisch-deutsch). (Weitere Hinweise dazu finden sich im Beitrag von Walter Lenschen in diesem «Dossier». Anmerkung der Redaktion.)

All diese Bemühungen können auf jahrtausendealte Traditionen zurückblicken. Die ältesten erhaltenen Übersetzungen reichen in das altbabylonische Reich des 3. Jahrtausends vor unserer Zeitrechnung zurück. Um 400 v. Chr. entstand in Ägypten das legendäre Übersetzerhaus auf Pharos bei Alexandrien: zweiundsiebzig Gelehrte aus Jerusalem übersetzten abschnittsweise die ersten fünf Bücher des Alten Testaments, die Thora der Juden. Bis zur Vertreibung der Juden und Araber aus Spanien – im Jahr der Entdeckung Amerikas! – war Toledo als «Stadt der drei Religionen» mit seiner berühmten Übersetzerschule Zentrum des europäischen Geistes und der Wissenschaften, das dem Abendland die Erkenntnisse der griechisch-römischen Antike und des arabischen Kulturkreises vermittelte: Christliche Gelehrte aus ganz Europa übertrugen mit Hilfe spanischer Juden arabische Texte ins Lateinische.

Wichtige Meilensteine bildeten Bibelübersetzungen, von der lateinischen Vulgata des Kirchenvaters *Hieronymus* um 400 bis zu *Luther*, der im 16. Jahrhundert die Grundlagen für die neuhochdeutsche Schriftsprache schuf. Im 18. Jahrhundert waren die bedeutendsten Dichter, Philosophen und Philologen auch als Übersetzer tätig; ins Zentrum des Interesses rückten neben den antiken Autoren zunehmend die Klassiker der europäischen Literatur: *Schiller* übersetzte *Racine*, *Goethe* befasste sich mit *Benvenuto Cellini; Wieland, Schlegel* und *Tieck* übertrugen *Shakespeare*.

Martin Luther schrieb in seinem «Sendbrief vom Dolmetschen»: *«Ah, es ist dolmetzschen ja nicht eines iglichen Kunst; es gehöret dazu ein recht frum, treu, vleisig, forchtsam, Christlich, geleret, erfarn, geübet hertz.»*

Die Sprachzugehörigkeit wird immer wichtiger, und mit ihr die Verständigung zwischen den Sprachregionen.

Der gehörnte Moses

Jeder Übersetzer erkennt, dass sein Unterfangen schwierig, ja fast unmöglich ist. Luther verglich den Übersetzer auch mit dem Kuckuck, der die Töne der Nachtigall nachahmen möchte. Im Italienischen wird der Übersetzer zum Verräter: *traduttore-traditore*, und ein Spötter verglich Übersetzungen boshafterweise mit Frauen: *«Sind sie schön, so sind sie nicht treu, und sind sie treu, so sind sie nicht schön.»* Laut dem Philosophen *Martin Heidegger* sind nur Probleme der exakten Wissenschaften auf alle Weltsprachen übertragbar, denn, *«es wird nicht übersetzt, sondern dieselbe mathematische Sprache gesprochen.»* Und weiter: *«Sowenig man ein Gedicht übersetzen kann, kann man Denken übersetzen.»* Der Übersetzer muss das Unmögliche versuchen.

Auch den besten Übersetzern können folgenreiche Fehler unterlaufen. Dass Moses von *Michelangelo* in Rom oder jener auf dem Brunnen vor dem Berner Münster Hörner tragen muss, ist einem Übersetzungsfehler zuzuschreiben. Der Schutzpatron der Übersetzer, der heilige Hieronymus, und andere Bearbeiter deuteten ein hebräisches Wort, das «strahlend» bedeutet, als «gehörnt» und liessen einen hörnerbewehrten Moses mit den Gesetzestafeln vom Sinai hinabsteigen. Jahrhundertelang verewigten ihn Maler und Bildhauer in dieser seltsamen Aufmachung. Ein anderer Übersetzungsfehler entstellte Shakespeares «Hamlet» zum Dickwanst. Bei Schlegel und Tieck ist er *«fett und kurz von Atem»;* erst in unserer Zeit magerte der Dänenprinz ab, als man gewahrte, dass *fat* hier «schweissnass» heisst. Nun kann die Königin mit gutem Grund ihrem Sohn ein Tuch reichen.

Beispiele aus unserer Zeit wären viele zu finden. *Giovanni Orellis Festa del ringraziamento* (Eidgenössischer Bettag) wird zum «Erntedankfest», der *sergente-maggiore* zum «Feldwebel». Die Übersetzerin stammt aus Deutschland; sie hätte sich unbedingt mit den schweizerischen Verhältnissen vertraut machen müssen. Im «Match Valais-Judée» des Wallisers *Maurice Chappaz* werden «Fürst» und «Prinz» verwechselt, für die es im Französischen nur den Ausdruck *le prince* gibt (präziser ausgedrückt: *prince de sang* für «Prinz»

und *prince régnant* für «Fürst»). Der Fürstbischof, im Text als *prince épiscopal* bezeichnet, wird als «bischöflicher Prinz» zum Bischofssohn, den es jedenfalls für die Öffentlichkeit nicht geben konnte. Ich nenne diese Fehler nicht, um andere anzuprangern, dann jeder Übersetzer weiss: wie leicht kommt es zu einer falschen Überlegung!

Lust und Last

Die Mühen eines Übersetzers werden oft belohnt wie jene einer Bergbesteigung: Du entspannst dich; Wörter schweben herbei wie bunte Schmetterlinge; sie leuchten wie Blumen: du siehst sie und riechst sie, du gräbst nach Wurzeln. Du jubelst über gute Funde wie der Strahler, der im unwirtlichen Fels nach Quarz und Kristall sucht. Du siehst dich auf Bergmatten, horchst auf Satzmelodien, auf Ober- und Untertöne, fühlst Sprachrhythmen wie den eigenen Herzschlag, und manchmal glaubst du, vielleicht mitten in der Nacht, etwas zu spüren wie reine Gipfelluft.

Doch übersetzen ist auch harte Arbeit, Luther musste es wissen. Wort um Wort, Zeile um Zeile, Seite um Seite: der Übersetzer fährt seine Furchen, er beackert sein Feld – stundenlang, tagelang, nächtelang; er wendet Wortschollen, stockt, kehrt zwei- oder dreimal auf seine Spur zurück. Er ist allein, und doch spürt er bald Erdgeruch, bald rauhen Wind, stöhnt über Gestrüpp und Gestein, kämpft und sinkt ermüdet nieder. Wäre die Anspielung nicht zu vermessen, so würde ich den einsamen Kampf um das Wort vergleichen mit Jakobs nächtlichem Ringen mit dem Namenlosen: Kommt das Morgenrot, so sind wir selber verwandelt.

Der Übersetzer ist *l'interprête*: Dolmetscher, Deuter, Darsteller. Er verkörpert ein Rolle, er schlüpft in die Haut eines andern. Habe ich den Grundton eines Werks erfasst, so suche ich technische Schwierigkeiten, Knüppel und Knoten im Satzbau; nach einigen Seiten bin ich im Element und habe das Gefühl, ein anderer rede durch mich, sein Medium, das sich nicht sklavisch unterordnet, sondern aktiv mitdenkt. Denn soll eine Übersetzung nicht zum faden Abklatsch werden, so muss sie auch als eigenständige Schöpfung aus sich selber leben.

Nach einigen Seiten bin ich im Element und habe das Gefühl, ein anderer rede durch mich, sein Medium, das sich nicht sklavisch unterordnet, sondern aktiv mitdenkt.

Chessex und das Waadtland

Es gibt Wortspiele, die entweder erklärt oder umschrieben werden müssen. Im «Portrait des Vaudois» (Leben und Sterben im Waadtland) spielt *Jacques Chessex* mit den Wörtern *«veau»* (Kalb) und *«Vaud»* (Waadt):

«Gros-de-Vaud: le mot fait d'abord penser à un veau gras et fort broutant une prairie verte, au soleil, dans la plénitude d'un après-midi de coups de bise et de mouches tourbillonnant autour des naseaux roses et humides dans la chaleur. Vaud, veau, l'évidence rigoureuse de l'animal est nouée au poids du Canton; Gros-de-Vaud, le riche vocable ajoute à la bête une épaisseur noble, une ampleur, une vibration de lumière qui font fête aux pâturages et aux labours entre Echallens et Cugy. Saluons donc le veau vaudois!»

Ich versuche meist, auch eine freie Übersetzung möglichst knapp zu halten: sie soll nicht oder nicht wesentlich länger werden als das Original. Um Erklärungen einzuflechten, gestattete ich mir eine Ausnahme:

«Gros-de-Vaud: der Name lässt im Französischen an ein wohlgemästetes Kalb denken, das in einer grünen Matte weidet, in der prallen Sonne eines Nachmittags, an dem manchmal ein munteres Lüftlein weht und die Fliegen in der Hitze um die rosig-feuchten Nüstern zwirbeln. ‹Vaud› heisst Waadt, und ‹veau› heisst Kalb, die Wörter klingen gleich, und wenn man sie hört, sieht man schon das Kalb im Waadtland. Spricht man erst vom ‹Gros-de-Vaud›, so gibt das Wörtchen ‹gros› dem Jungtier eine edle Rundung und ein üppiges Wesen, und schillerndes Licht ergiesst sich über die Weiden und Äcker zwischen Echallens und Cugy. Grüssen wir also das Waadtländer Kalb.»

Lautmalerei, Reime und Rhythmen, Typographie

Man wird als Übersetzer oft wählen müssen, ob man dem wichtigsten Wortsinn, der Etymologie, dem Rhythmus oder der Lautmalerei den Vorzug geben will. Völlig deckungsgleiche und ähnlich klingende Wörter gibt es nicht. Lautmalerei verwendet Chessex beim Bildersturm in der Lausanner Kathedrale: *«Les statues s'écrasent avec fracas, les nefs résonnent tristement, les coups de marteau font des échos plus clairs dans le beau marbre et la pierre. Des flammes crépitent.»*

«Die Statuen sacken krachend zusammen, trauervoll dröhnen die wunden Gewölbe, Hammerschläge klirren auf Marmor und Stein. Flammen knistern.»

Reime und Rhythmen versuche ich zu übertragen, so in einer Bauernregel: *«Dès les premiers froids fais du lard! / Tue ton porc, n'attends pas trop tard.» «Kommt der Frost, so mache Speck / Stich die Sau und häng sie weg.»*

Reime und Rhythmen sind auch in Gedichten wichtig, die *Alice Rivaz* in «Comptez vos jours» (Bemesst die Zeit) als Zitate übernimmt, so in jenem von *Jean de Sponde* (1557–1595): *«Hélas! Contez vos jours: les jours qui sont passez / Sont déjà mort pour vous, ceux qui viennent encore / Mourront tous sur le point de leure naissante Aurore, / Et moitié de la vie est moitié du decez.»*

«O weh! Bemesst die Zeit: denn löst ein Tag sich ab, / So ist er tot für euch; und alle neuen Tage, / Die aus dem Dämmer nah'n, verkünden Todesklage, / Des Lebens Mitte, ach, ist halbwegs schon das Grab.»

Bei der jugendliche Rebellin *Amélie Plume* (Oui Emil Pour la vie, Ja Emil Ein Leben lang) versuche ich die besondere typographische Gestaltung wiederzugeben, was in einigen Abschnitten schwieriger war als in der folgenden Geburtsszene:

«Inspirez à fond LE GRAND SOUFFLE
C'est très bien Allez-y maintenant Poussez
POUSSEZ POUSSEZ POUSSEZ
POUSSEZ À FOND Encore ENCORE.»

«Tief einatmen FEST AUSATMEN
Gut so Und jetzt drauflos Pressen
PRESSEN PRESSEN PRESSEN
STARK PRESSEN Nochmal NOCHMAL.»

Eigenständig, doch nicht eigenmächtig

Gaston Cherpillod («Le Chêne brûlé», Die Gewittereiche) braucht grobe Ausdrücke der Gassensprache: *«Schnoddrigkeiten, Schimpfwörter, argotische Wendungen, Vulgäres und Obszönes»*, wie *Manfred Gsteiger* schrieb, daneben *«ein bastardisiertes Französisch mit schweizerdeutschen Einsprengseln:»* Der Übersetzer wird die unflätige Sprache wiedergeben; er geht eigenständig, doch nicht eigenmächtig vor; er übt keine Zensur aus, sondern vermittelt die Leitgedanken, die Botschaft, des Autors möglichst sinngetreu. Wohlmeinende Übersetzerinnen aus den «gebildeten Ständen» des letzten Jahrhunderts haben manchmal Werke verfälscht, weil sie vor groben «männlichen» Ausdrücken zurückschreckten.

Der Übersetzer geht eigenständig, doch nicht eigenmächtig vor; er übt keine Zensur aus, sondern vermittelt die Leitgedanken, die Botschaft, des Autors möglichst sinngetreu.

Bei von Frauen verfassten Romane dürften sich einem Mann weniger «Gewissensfragen» dieser Art stellen, auch wenn die Abschaffung der Männerwelt postuliert wird wie in «La Paix des ruches» (Der Bienenfriede) der frühen Feministin *Alice Rivaz:*

«Die Gesellschaft der Bienen ist älter und höher entwickelt als diejenige der Menschen. Wer weiss, ob nicht eine der Bedingungen für die Vervollkommnung die wohlüberlegte Ausschaltung der männlichen Spielverderber war.»

Der Übersetzer sollte möglichst viele Sprachregister beherrschen. Im «Portrait des Vaudois» verwendet Chessex eine erdverbundene Sprache, bei der ich Anklänge an *Gotthelf* fand. Im Roman «L'Ogre» (Der Kinderfresser) durften Gotthelfsche Helvetismen nicht zur Regel werden; bei der Einstimmung half mir die zerfallende Welt *Thomas Manns*, bei Cherpillod das Wörterbuch der französischen Gassensprache. Bei der Übertragung von «La Fraise noire» (Schwarze Erdbeeren) von *Corinna Bille* war es ein Leitfaden der Botanik: der Leser muss den Duft der Bergblumen atmen.

Deutsch und Französisch

Zum Schluss noch einmal ein Hinweis auf Unterschiede zwischen Ziel- und Ausgangssprache in Werken aus der Westschweiz. *«Ce qui n'est pas clair, n'est pas français»*, schrieb *Antoine de Rivarol* 1784 in seiner Preisschrift «De l'universalité de la langue française». Er führte die Klarheit der französischen Sprache auf ihre festgelegte Wortfolge zurück. Die freie Wortfolge des Deutschen ist jedoch bei der Übersetzung oft von Vorteil: gerade sie kann Klarheit schaffen. Französische Begriffe sind oft umfassender und abstrakter, deutsche enger und konkreter. Es scheint paradox: Französisch klingt oft klarer, weil es weniger präzis ist, und deutsch ist manchmal allzu deutlich, um klar zu wirken.

Die (historisch echte) Bittschrift der Räuber in *Richard Garzarollis* «Brigands du Jorat» (Die Räuber im Waadtland) aus der Zeit um 1700 weist darauf hin, dass

das Französische viel früher kodifiziert worden ist als das Deutsche: die Schrift ist in einem «modernen» Französisch abgefasst. Deutsch hat sich seither viel mehr verändert. Französisch war drei Jahrhunderte lang die Sprache der Oberschicht und der Gebildeten ganz Europas, der Königshöfe, der Salons, der Leute mit Musse, kurz: eine elitäre Sprache. Es erinnert an (leicht verkalkten) alten Adel.

Übersetzungen von Marcel Schwander

- Jacques Chessex: Leben und Sterben im Waadtland, Zürich 1974 (Neuauflage 1990); Der Kinderfresser, Zürich 1975; Mona, Zürich 1978; Bernsteinfarbene Augen, Zürich 1979; Die fünf Sinne, Lausanne 1983, Der Verworfene, Zürich 1989. Einige Werke erschienen auch als Fischer-Taschenbuch.
- Corinna Bille: Schwarze Erdbeeren, Zürich 1975 (ausserordentlich schöne Neuauflage mit Vignetten: Verlag Im Waldgut, Frauenfeld 1989)
- Alice Rivaz: Bemesst die Zeit und Der Bienenfriede, Zürich 1977 (Neuauflage als Taschenbuch bei Lenos-Verlag, Basel 1993)
- Georges Haldas: Alstadtchronik, Zürich 1977
- Catherine Colomb: Tagundnachtgleiche, Zürich 1978
- Gaston Cherpillod: Gewittereiche, Zürich 1978
- Richard Garaszrolli: Die Räuber im Waadtland, Zürich 1979
- Carla Belotti: Die Emigrantin, Zürich 1983
- Jean-Pierre Monnier: Erleichterung, Zürich 1985
- Henri Debluë: Die schwarzen Kirschen, Zürich 1993
- Amélie Plume: Ja Emil Ein Leben lang, Bern 1994 (in Vorbereitung).

Ramuz und Chessex

Nach *C. F. Ramuz* durchbricht nun Jacques Chessex die Fesseln des allzu geschliffenen, blutleeren Französisch und schreibt eine volksnahe, warme, blutvolle Sprache. Das Sprengen sprachlicher Fesseln scheint mir ein wichtiger Vorgang in der neueren Westschweizer Literatur zu sein: Die Romands verdienen mehr Aufmerksamkeit in der Deutschweiz.

Übersetzungen sind da, um Hindernisse in der Verständigung der Menschen und Völker zu überwinden. Unser Land braucht Sprachgrenzen, so wie Gipfel und Gräben zu ihm gehören. Doch Gipfel übersteigen, Gräben überbrücken, Grenzen überschreiten: das ist das Ziel der Übersetzungen; sie öffnen auch Türen und Fenster zur Welt. Die Mühen jedoch sollte der Leser nicht mehr spüren, wie Luther schrieb:

«Nu es verdeutscht und bereit ist, kans ein yeder lesen und meistern. Läufft einer ytzt mit den Augen durch drey, vier bletter und stost nicht einmal an, wird aber nicht gewar, welche Wacken und Klötze da gelegen sind, da er ytzt überhin gehet wie über ein gehoffelt bret, da wir haben müssen schwitzen und uns engsten, ehe den wir solch wacken und klötze aus dem wege reümten...» ✦

MARCEL SCHWANDER

WALTER LENSCHEN, 1934 geboren, Dr. phil. in Göttingen, Assistent dort. Deutschlektor in Oslo, Professor für deutsche Sprache und ältere deutsche Literatur an der Universität Lausanne. Gründer und Leiter des «Centre de traduction littéraire de Lausanne» 1989.

DIE HEIMAT DES ÜBERSETZERS

Das Centre de traduction littéraire (CTL) in Lausanne unterstützt Literaturübersetzer in aller Welt bei ihrer einsamen Arbeit.

Welche Texte von *Albin Zollinger* sind ins Französische übersetzt? fragt eine Studentin aus Toulouse, die eine Doktorarbeit über Zollinger schreibt. – Wo gibt es einen Wettbewerb für junge Übersetzer? – Was bedeutet das Wort «salveni» im «Kannitverstan»? so die Anfrage eines Hebel-Übersetzers. Sehr berechtigte Frage, denn nur was verstanden worden ist, kann gut übersetzt werden. – Wie kann ich «Urbar», «Pfalzstift», «Zimelien», «Offizial» auf französisch wiedergeben? fragt aus Frankreich der Übersetzer eines österreichischen Klosterführers. – Welche deutsche Entsprechung habe ich, in einem Roman über die Kreuzzüge, für «truie»